

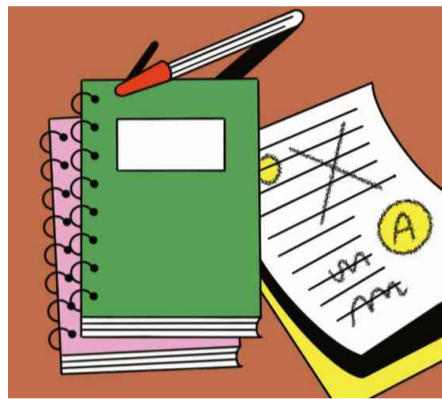
Mein erster Schultag

Vier Wochen ist das jetzt her. Ich war sehr aufgeregt. In der Woche vorher hatte ich meinen Stundenplan bekommen, und ich wusste, in der zweiten Stunde, also ab 8.35 Uhr, bin ich in einer ersten Klasse, danach habe ich eine Doppelstunde in der dritten Jahrgangsstufe. Die Frau, die die Erstklässler vorher betreut hatte, hatte mir am Telefon gesagt: Am Tag nach dem Wochenende erzählen sie immer, was sie so erlebt haben, malen dazu ein Bild und schreiben zwei Sätze. Als ich in der Schule angekommen bin, hat mich die Direktorin in Empfang genommen, mich zum Klassenzimmer gebracht und vorgestellt und dann irgendwann Tschüss gesagt. Dann saß ich da mit 26 Erstklässlern und habe ehrlich gesagt schon gedacht: Bin ich eigentlich bekloppt? Was tue ich hier?



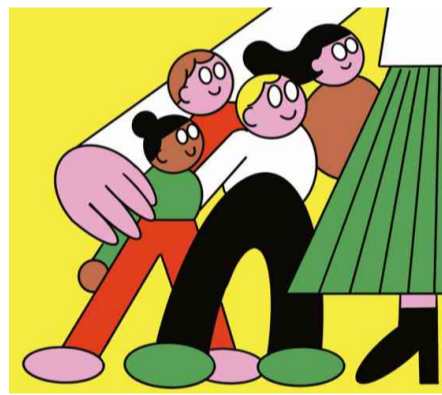
Mein früheres Berufsleben

Ich habe Anfang der 2000er-Jahre Germanistik studiert und danach ein Volontariat in einem international tätigen Unternehmen gemacht. Dort war ich insgesamt 18 Jahre in unterschiedlichen Jobs in der Kommunikation beschäftigt, was ich lange toll fand. Mit Beginn der Pandemie war das aber relativ plötzlich vorbei. Wir waren nur noch im Homeoffice. Die Branche, in der ich arbeitete, war sehr stark von den Einschränkungen betroffen, Projekte, an denen ich mitgearbeitet habe und die ich mochte, wurden eingestellt, für keine neue Idee war mehr Geld da. Zudem hatte ich mittlerweile zwei schulpflichtige Kinder, engagierte mich in der Grundschule im Elternbeirat, in der Schulbibliothek und bei Schulfesten. Die Atmosphäre gefiel mir, und ich bin gerne im Kontakt mit Kindern. Dass überall Lehrer fehlen und Quereinsteiger gesucht werden, bekommt man ja mit. Mein Wunsch, als Grundschullehrerin zu arbeiten, wurde immer größer, und auch mein Mann meinte, das würde gut zu mir und meinen Fähigkeiten passen.



Wie meine Tage jetzt aussehen

Ich unterrichte 14 Stunden in der Woche. In der Schule bin ich jeden Tag und natürlich auch länger als die reinen Unterrichtsstunden. Gefühl kopiere ich Ewigkeiten lang Arbeitsblätter. Zu Hause sitze ich noch einmal bis zu zwei Stunden täglich, um den Tag nach- und den nächsten vorzubereiten. Ich sammle häufig die Hefte ein, nehme sie mit und schaue die Aufgaben durch, die die Kinder während des Unterrichts gemacht haben. Ich muss ein Gefühl dafür bekommen, welche Schüler gut mitkommen und welche Förderbedarf haben.



Die Schülerinnen und Schüler

Mit den Schülern komme ich gut klar. Ich mag sie alle, und ich merke, dass sie nach vier Wochen Vertrauen gefasst haben. Ihre Namen hatte ich ganz schnell gelernt, das war mir wichtig. Ich habe eine Lieblingsklasse. Die sind einfach lieb und arbeiten gerne. Mit ihnen macht es echt Spaß, und der Unterricht ist immer wieder so, wie ich ihn mir vorstelle. Klar flippen die auch mal aus, aber bislang ist das echt alles in Ordnung. Es ist schon ein besonderes Gefühl, wenn ich merke: Wir haben was besprochen, und die Schüler setzen es um. Teilweise sind die Kinder aber auch lethargisch, nicht leistungsbereit. Nach einer Arbeit, in der ich auch Vieren und Fünfen verteilen musste, gab es Tränen, aber nicht wegen der schlechten Noten, sondern weil die Kinder wussten, sie werden zu Hause das Tablet nicht benutzen dürfen. Das finde ich bedenklich.



Nach der ersten Woche ...

... habe ich gedacht: Das halte ich nicht durch. Ich war komplett fertig, musste mittags schlafen. Alle meine Gedanken haben sich um die Schule gedreht. Ich habe aber auch eine Familie und will auch sonst noch ein Leben führen. Mittlerweile merke ich, dass ich mich sicherer fühle. Trotzdem schlafe ich noch sehr schlecht und bin insgesamt zu angespannt. Das muss ich ändern.



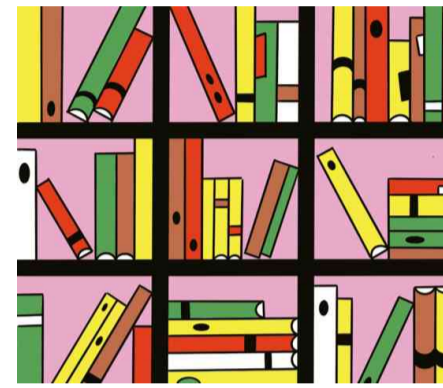
So bin ich an die Schule gekommen

Eine Freundin erzählte mir von einem Programm einer Tochterfirma der hiesigen Uni, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Quereinsteiger in den Lehrerberuf zu bringen. Nachdem klar war, dass das formal alles passt, wurde ich zu einem dreitägigen Seminar eingeladen. Neben einer Einführung in didaktische und pädagogische Grundbegriffe musste ich auch einen Unterrichtsentwurf schreiben und die Unterrichtsstunde halten. Bei diesem Seminar waren wir zu sechst; danach haben vier gesagt, sie glauben nicht, dass das das Richtige für sie ist. Ich

# Plötzlich Lehrerin

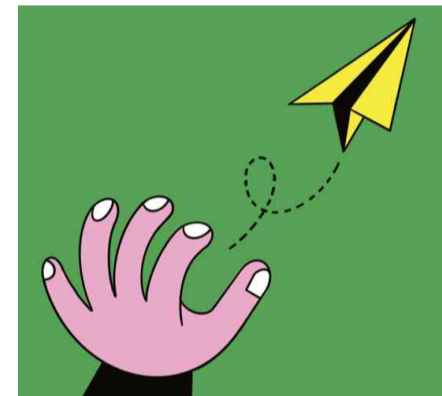
Lehrkräfte fehlen an allen Ecken und Enden. Seit einigen Jahren öffnen sich die Schulen daher für Quereinsteiger. Eine 44-Jährige, die sich der Herausforderung in einer Grundschule stellt, erzählt von ihrem ersten Monat. *Aufgezeichnet von Eva Schläfer*

hingegen konnte es mir vorstellen, und – vermutlich wichtiger – die Seminarleitung empfand mich als geeignet. Nach drei Wochen haben sie mir eine Grundschule in einem an meinen Wohnort angrenzenden Kreis vorgeschlagen. Die Schulleiterin, die ich schon beim ersten Gespräch sehr sympathisch fand, war total ehrlich zu mir. Unter ihrer Vorgängerin sei die Stimmung im Kollegium immer schlechter geworden, und viele Lehrer hätten die Schule verlassen. Sie sagte: „Hier brennt die Hütte, Sie werden gebraucht.“ Das und die Tatsache, dass sie mir zusicherte, ich würde bis zu den Sommerferien in den gleichen Klassen bleiben, überwiegend ein Fach unterrichten und einen Vertrag über 18 Monate bekommen, haben dazu geführt, dass ich das Angebot angenommen habe.



Woher weiß ich, wie ich den Unterricht gestalte?

In der Schule spricht man sich mit anderen Lehrern einer Jahrgangsstufe ab, was in der nächsten Woche durchgenommen wird. Dann hat man schon mal ein Grundgerüst. Aber ich muss mir natürlich überlegen: Wie vermittele ich das, wie viel schaffe ich in einer Stunde, was gebe ich als Hausaufgaben? Es gibt eine kleine Bibliothek für die Lehrer. Da finde ich zum Beispiel Arbeitsblätter, die ich kopieren kann, oder sonstige Hilfen. Ich könnte den Unterricht aber auch komplett frei gestalten. Da redet mir niemand rein. Das gefällt mir. Ich arbeite gerne selbstbestimmt. Trotzdem habe ich es als total hilfreich empfunden, dass im ersten Monat zweimal eine Kollegin, die eine Freistunde hatte, mit in meinen Unterricht kam. Ich hatte erst ein bisschen Angst, da sie mich damit ja auch kontrolliert, aber im Prinzip ist es eine riesige Erleichterung, wenn man zu zweit ist und eine Rückmeldung bekommt. Das hat echt gut geklappt.



Sprachkenntnisse

Wie gut die Schüler Deutsch sprechen, scheint mir nicht das hauptsächliche Problem des Unterrichtens zu sein – obwohl es in der Schule viele Kinder mit Migrationshintergrund gibt. Schwierig wird's in den Klassen vor allem dann, wenn ich sozial und emotional auffällige Schüler betreuen muss, die ständig in der Lage sind, den Unterricht zu torpedieren. Frühstück hatten bisher immer alle Schülerinnen und Schüler dabei. Aber mir ist schon aufgefallen, dass sie zu Hause kein neues Heft mitgeben bekommen, wenn das alte voll ist. Oder dass im Mäppchen kaum Stifte stecken.



Das Kollegium

Ich wurde freundlich aufgenommen, aber man merkt, dass alle sehr überlastet und dadurch gestresst sind. Zu der Überlastung hinzu kommt: Meine Kolleginnen und Kollegen haben in den vergangenen Monaten viel Fluktuation erlebt. Neben Quereinsteigern wie mir gibt es ja auch Aushilfen, sogenannte TV-H-Kräfte. Das sind häufig Lehramtsstudenten, die stundenweise an der Schule unterstützen. Daher ist die

Bereitschaft der Kollegen, zum zehnten Mal Abläufe zu erklären, nicht riesig. Die meisten sind ziemlich distanziert. Ich denke, das sollte ich nicht persönlich nehmen. Immerhin habe ich den Eindruck, dass sie mich für voll nehmen. Die meisten arbeiten die doppelte Stundenzahl von mir. Das ist schon ein Wahnsinnsprogramm. Einfach mal wie in meinem früheren Job zehn Minuten zusammen einen Kaffee zu trinken ist überhaupt nicht drin. Jeder, der sagt, dass der Lehrerberuf was für Faulenzer ist, sollte das mal ein paar Tage mitmachen.



Der größte Unterschied zu früher

In meinem alten Job konnte ich Aufgaben, die mir gerade schwerfielen, auch mal aufschieben. Jetzt muss ich für die Kinder da sein, wenn sie vor mir stehen – auch wenn ich keinen guten Tag habe. Wenn sich früher ein Kollege von mir krankmeldete, hatte das meistens keinen Einfluss auf meine eigene Arbeit. Wenn jetzt eine Kollegin von mir ausfällt, stehen morgens vier Schüler vor der Klassentür und sagen: „Unsere Klasse ist aufgeteilt worden, wir sollen bei dir mitmachen.“ Da hat man schon den Eindruck: Sobald eine fehlt, bricht alles zusammen.



Wie's weitergeht

Ob ich mir vorstellen kann, die nächsten 20 Jahre als Lehrerin zu arbeiten? Ich denke schon. Ich finde es sinnvoll investierte Zeit. Zu meinem Mann habe ich neulich gesagt, dass ich nicht weiß, ob ich wirklich in der Lage sein werde, den Kindern etwas beizubringen, ihnen einen guten Start in ihre Schullaufbahn zu bereiten. Er hat daraufhin gesagt: „Stell dir vor, du wärst nicht da. Wenn du da bist, machst du immer einen Unterschied für die Kinder.“

FORTSETZUNG VON SEITE 9

## Darf ich mit anpacken?

mat, um dem Vater auf dem Hof zu helfen. Der hatte vor 20 Jahren die Spargeltradition im Ort wieder belebt. Sein Sohn Marcin mochte das Gemüse erst gar nicht, heute schwärmt er über den Geschmack des Spargels in Semmelbröseln oder selbst gemachter Hollandaise.

Dass ein Deutscher auf seinem Hof arbeiten möchte, findet Marcin ziemlich lustig. An diesem frühen Morgen sind wir auf dem einen Hektar großen Feld zu siebt: Neben Marcin sind es noch vier Polen aus dem Dorf, ein Rentnerpaar und seine Tochter sowie eine weitere Frau, und außerdem der Ukrainer Oleg, der den polnischen Acker der Front vorzieht. Fürs Kilo Spargel bekommen sie 2,50 Zloty, umgerechnet 56 Cent. Ich selbst habe mit Marcin ein unbezahltes Praktikum vereinbart.

Viel verdienen würde ich ohnehin nicht. Anfangs betreibe ich statt Spargelstechen eher Spargelstochern, wenn ich



Echter polnischer Spargel im niederschlesischen Morgenlicht Foto: Jörg Thomann

wieder und wieder mit dem Messer ins Leere steche, und leider auch manchmal Spargelbrechen, wenn die Stange beim Herausziehen kaputtgeht. Jaroslaw Kaczynski, wenn er mich so sähe, würde mir die Sabotage der polnischen Ernte vorwerfen. Langsam füllt sich dennoch mein Korb, allerdings sind manche Stangen recht kurz und unsauber abgeschnitten. „Hier hat mal ein Pole gearbeitet, bei dem sah es nach drei Tagen noch nicht besser aus als jetzt bei dir“, spendet Marcin mir zwiespältigen Trost. Und zeigt mir geduldig, wie es besser geht: Die Pflanze ein wenig freibuddeln und das Messer in einem Abstand von zehn Zentimetern in die Erde stoßen.

Das Gelände besteht aus 24 Wällen à 200 Meter, und sie kommen mir durchaus noch länger vor. Während ich schwere Wanderschuhe trage, springt Marcin längst barfuß übers Feld. Kreuzen sich unsere Wege, so versichern wir Arbeiter

einander, dass der Job ganz schön anstrengend ist. Wenn jedoch nach einem perfekten Schnitt eine Stange wie durch Butter aus dem Boden gleitet und ihre ganze stolze Länge offenbart, ist das ein erfüllendes Gefühl; leider stellt es sich bei mir zu selten ein.

Kurz vor zwölf ist noch eine halbe Reihe abzuarbeiten, nur Marcin, Oleg und ich sind übrig, und weil die beiden einfach viel schneller vorankommen, schlägt mir Marcin vor, die von ihnen gestochenen Stangen nur einzusammeln und in den Korb zu legen. So arbeiten am Ende der Pole und der Ukrainer, und der Deutsche erntet ihre Früchte. Geplant war das anders.

Marcin zeigt sich trotzdem dankbar: „Jede Hilfe zählt“, versichert er. Dann brechen wir auf – Marcin zu seinem kleinen Hofladen, in dem er den frisch geernteten Spargel verkauft, und ich in den Feierabend beziehungsweise Feier-

nachmittag. Dass ich bereits am nächsten Tag wieder abreise, dürfte für Polens Spargelwirtschaft kein großer ökonomischer Verlust sein. Der eingelegte grüne Spargel im Glas, den Marcin mir mitgegeben hat, schmeckt köstlich.

Nach Deutschland zum Spargelstechen, da hat PiS-Chef Kaczynski nicht ganz unrecht, reisen Polen immer seltener. Einen Trend, der sich in Statistiken abzeichnet, bestätigt Jürgen Jakobs, der mit seinem Bruder einen Spargelhof in Beelitz betreibt. „Bis 2006 hatten wir zu 100 Prozent polnische Mitarbeiter“, erzählt er am Telefon, „heute kommen 80 Prozent aus Rumänien.“ Die verbliebenen 20 Prozent Polen arbeiteten meist schon lange auf dem Hof und seien entsprechend versierter. „Sie haben sich als Generalisten erwiesen und sind heute im Grunde unsere Vorarbeiter“, sagt Jakobs. „Sie verdienen auch besser.“ Doch wenn sich der wirtschaftliche Aufschwung in

Illustrationen: Clara Sam Millán

ihrer Heimat fortsetzt, dann könnten eines Tages tatsächlich keine Polen mehr auf deutschen Spargelfeldern zu finden sein. Deutsche auf polnischen Feldern dann aber vermutlich noch immer keine.

Verglichen mit den Strapazen, die Zehntausende Saisonarbeiter von Mitte April bis Ende Juni durchmachen, war mein Abstecher nach Polen natürlich ein Witz. Ich übernachtete bequem in einem Hotel, das mir zur Arbeit ein Proviantpaket mit Brot, Obst und Eiern mitgab, ich stand unter keinerlei ökonomischem Druck und hatte humane Arbeitszeiten; offenbar zur Enttäuschung mehrerer Kollegen, die sich danach erkundigten, verspürte ich hinterher nicht mal Rückenschmerzen. Sicher hätte ich für eine kurze Weile auch auf einem weniger netten Hof unter härteren Bedingungen gearbeitet, doch man hat mich ja nicht gelassen. Und dafür, ich gebe es zu, bin ich eigentlich ganz dankbar.